

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 1. Mai 1902.

(Nachdruck verboten.)

Hella.

Novelle von C. Kühns.

(Schluß.)

In seiner Unruhe und Erregtheit ging er wieder hinab in den Saal; die Gesellschaft saß rauchend und plaudernd in kleinen Gruppen beisammen, Fräulein Hella bei ihrer Mutter und Herrn von Müller. Sie sprach von ihrer Tour, war voller Lust und voller Leben, für Eberhard hatte sie keinen Blick. Fast beschämt suchte der einen einsamen Winkel auf, wo er möglichst ungesehen blieb.

Da sprang Fräulein Hella auf und flog an den Flügel. Herrlich klang das wundervolle Instrument unter ihren kunstgeübten Händen, und nach kurzem Vorspiel sang sie:

„Mein Lieb ist ein Jäger,
Ist schlank wie ein Luchs,
Er pirscht im Gebirge
Auf Gams und auf Fuchs.
Er klettert am Abgrund
Auf schwindelndem Steg,
Er sucht durch die Gletscher
Gefährvollen Weg.
Er klettert und jaget —
Die Lippen sich wund,
Denn alles das thut er
Nur mit dem Mund!“

Sie schloß mit mächtigen, heroischen Akkorden. Die Gesellschaft lachte und spendete Beifall. Hella erhob sich und sandte einen sprühenden Blick hinüber zu der dunklen Ecke, wo Eberhard gesessen. Doch der hatte den Saal verlassen.

Er stand wieder auf seinem Zimmer und blickte zu dem funkelnden Sternenhimmel auf. Und immer wieder sah er Hellas stolze Gestalt und hörte ihre bezaubernde Stimme, und ein schneidendes Gefühl zuckte durch sein Herz, — er, er mußte seitab stehen, denn er hatte nicht den Muth, die dargebotene Hand zu ergreifen, zu leben und zu lieben! —

Am anderen Tage betrieb Fräulein Hella eifrig ihre Rüstungen; sie packte einen kleinen Rucksack und ließ einen Führer bestellen. Der Führer, ein älterer, wohlherprobter Mann, kam; er fragte, ob das Fräulein schon mehr solche Touren gemacht, und auf die verneinende Antwort fragte er sich bedenklich den Kopf und meinte, das Fräulein solle es erst mit einer kleineren Tour versuchen; doch die Baronesse bestand auf ihrem Willen. Wenns denn nicht anders wäre, sagte der Führer, wolle er es mit noch einem zweiten Führer wohl wagen.

Er erhielt darin freie Hand und ging. Hella war ausgelassen lustig und lief geschäftig treppauf, treppab, ihre Zurüst-

ungen selbst zu betreiben, vor allem aber, sich vor den Leuten zu zeigen; im ganzen Hause hatte sich natürlich der kühne Plan des jungen Mädchens herumgesprochen, und man betrachtete sie halb mit Bewunderung und halb mit Ironie, sie war der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit.

Eberhard ging den ganzen Tag allein herum und konnte ein Gefühl der Demüthigung und Beschämung nicht loswerden.

Da gesellte sich Herr von Müller zu ihm.

„Es wundert mich eigentlich“, sagte er, „daß Sie an der Tour nicht theilgenommen haben“.

„Es ist gegen mein Prinzip, halbsbrecherische Touren zu machen!“ entgegnete Eberhard.

Prinzip! dachte Müller lächelnd, wie schlecht sich manche Menschen auf ihren Vortheil verstehen! Laut fuhr er fort: „Nach mir liegt solch Ehrgeiz fern; man muß aber die Baronesse bewundern! Ein schneidiges Weib, was?“

„Allerdings!“ sagte Eberhard; sonderbar, dachte er seinerseits, wie gerade den schwachherzigsten Männern die weibliche Kraft und Kühnheit am meisten imponiert.

„Sie hat wirklich Nase!“ fuhr Herr von Müller fort. „Für mich giebt es nichts Aufregenderes als weibliche Kühnheit, — z. B. eine Zirkuskünstlerin kann mich begeistern!“

„Ich gehe derartigem lieber aus dem Wege“, entgegnete Eberhard, „es hat immer etwas Peinliches für mich.“

„Weil Sie es für sich selbst nicht lieben?“ fragte Herr von Müller spöttisch.

Eberhard erröthete. „Es geht wider die Natur des Weibes!“ versetzte er.

„Ach so!“ sagte Müller und lächelte. —

Die Tour auf das Grofshorn wurde meist nachmittags angetreten; man stieg in etwa sechs Stunden zur Schughütte auf, übernachtete dort und erstieg das Horn am anderen Morgen.

Hella saß völlig gerüstet, ein festes Hütlein auf dem Kopf, in kurzem, warmem Lodenkleid und genagelten Bergschuhen. Endlich kam der Führer, doch ohne Pöckel. „Es thut mir leid“, sagte er, „aber wir müssen die Tour schon lassen! Das Wetterglas fällt, es ist dunstig, und der Wind weht zu Thal, das bedeutet schlecht Wetter droben!“

„Sie wollen nicht führen?“ rief Hella unwillig

„Nein!“ versetzte der alte Führer.

„Ich werde einen anderen Führer bestellen!“ erwiderte Hella trozig.

„Sie werden keinen finden“, sagte der alte Mann ruhig, „das kann kein rechtschaffener Führer auf sein Gewissen nehmen!“ Damit ging er.

Hella war außer sich. Sie hatte sich's in den Kopf gesetzt, sie wollte die Tour machen! Sie schickte im Dorfe herum, doch kein Führer war bereit.

Da meldete sich bei ihr ein junger Bursche; er sei zwar noch kein Führer, doch habe er oft als Sachtträger Besteigungen des Grobhorn's mitgemacht und wisse dort Bescheid wie leicht kein zweiter. Er wolle das Fräulein wohl führen.

Trendig nahm Hella das Anerbieten an; der junge Mensch schnallte ihren leichten Rucksack und Proviant auf den Rücken, und fort ging's.

Die Hotelgäste bildeten auf der Treppe und den Korridoren förmlich Spalier. Stolz schritt Hella hindurch, mit blitzenden Augen, leicht auf ihren kleinen Pickel gestützt. Auch Eberhard stand hinten in der Masse. Hella's scharfes Auge erspähte ihn, und ein sieghafter Blick traf ihn. Eberhard hatte sich in seinem Leben noch nie so klein gefühlt!

An der Hausthür erwartete Herr von Müller das Fräulein. Er lächelte nicht mehr. „Ich bewundere Sie, Baronesse!“ rief er, aufrichtig begeistert.

Die Baronesse lächelte geschmeichelt; das Weib fühlt sich nie überlegener, als wenn es den Mann in einer männlichen Kunst besiegt. „Ich werde Ihnen einen Edelweißstrauß mitbringen!“ sagte sie gütig.

Herr von Müller sah ihr nach: Ein fesches, ein hinreißendes Weib! Wie eine Diana schritt sie dahin in dem kurzen, wehenden Gewande! Und er streckte unwillkürlich seine Arme nach ihr aus.

Eberhard ging umher wie gefolt. Der Gedanke, auf jenen gefährlichen Pfaden ein Mädchen zu wissen, das — er liebte? — überhaupt ein unerfahrenes Mädchen zu wissen, hatte für ihn etwas Schreckliches! Wäre er doch mitgegangen! Schon um ihretwillen hätte er es thun müssen. Hier verzehrte sich sein Herz in Erregung; am schwindelnden Abgrund schlug es ruhig, er wußte das. Doch sein Wort! Sie allerdings hielt ihn für einen Schwächling! Er hätte in diesem Augenblick seine Mutter des gegebenen Wortes halber fast hassen können.

Sa! Was ging denn jenes Mädchen ihn an? Mochte sie doch laufen, wohin sie wollte! Hatte ihre verführerische Schönheit es ihm angethan? Für einen Mann wie ihn gab es kein größeres Unglück, als ein solches Weib zu lieben. Die Liebe zu einem solchen Weibe steigt zu Kopf wie Sekt, doch sie löscht den Durst nicht!

Wenn Hella die Tour nur aufgeben wollte! Er war wieder unter die Thür getreten und spähte zu den Bergen empor; ein grauer Dunstschleier lag um die Felsenhäupter, — sie mußte ja die Tour aufgeben! Soviel Verstand würde ja auch der junge Bursche, der sie führte, haben müssen!

Da kam, gemüthsrühig sein Pfeisichen rauchend, der alte Führer, der die Tour abgelehnt hatte, des Weges.

„Wie wird das Wetter sich machen?“ fragte Eberhard.

Der Führer zuckte die Achseln, nahm langsam die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Ja, man kann's noch mit recht sehen, 's kann sich noch halten, aber wahrscheinlich wird's schlecht, faktisch schlecht!“

„Dann wird die Dame ihre Tour an der Schutzhütte wohl aufgeben müssen?“ fragte Eberhard.

„Die?“ rief der Alte, „die beiden, da ist der ein' so veressen wie der ander', die kriegen die größte Berrücktheit zuweg!“

Da trat auch Herr von Müller zu ihnen. Er hatte seine Gleichgültigkeit und Spottsucht völlig abgelegt, er war wirklich aufgeregt.

„Wie meinen Sie, daß die Sache abläuft, Xaver?“ wandte er sich an den alten Bergführer.

„Na, mit 'n Absturz wahrscheinlich!“ entgegnete der Alte hart.

Dies himmlische Weib, dachte Müller, entseßlich! Es war fürchtbar spannend, seine bleichen Wangen färbten sich höher.

„Na“, fuhr Xaver fort, „ich hab' meine Erfahrung mit so Touristen! Ich verbrenn' mir das Maul nit mehr! Laß sie laufen! Wem nit zu rathen ist, ist nit zu helfen!“ Damit wandte er sich achselzuckend ab und ging seines Wegs.

„Ich habe noch nie eine so grausame Spannung erlebt!“ sagte Herr von Müller.

„Ich auch nicht!“ entgegnete Eberhard aufrichtig, „es ist entseßlich!“

„Und doch liegt ein grauenvoller Reiz darin! Jetzt verstehe ich diese Ibsen'schen Worte, die sich fast bei allen seinen Katastrophen wiederholen.“

„Nein!“ versetzte Eberhard, „das verstehe ich nun Gott sei Dank auch jetzt nicht!“

Eberhard fand in dieser Nacht kaum Schlaf, und schlossen sich seine Augen ein Viertelstündchen, quälten ihn wirre Träume und Alpdrücken.

Das Wetter am anderen Tage war schrecklich. Oben schien ein heftiger Wind zu gehen, die Wolken flogen wie auf Geisterflügeln dahin, hier ein leuchtendes Schneefeld enthüllend, dort ein wuchtiges Felsenhaupt, das stolz aus dem Spiel der Wolfenschleier ragte, völlig verbergend.

Bei einem solchen Wetter war ja an einen Aufstieg zum Grobhorn nicht zu denken! Eberhard fing an, bei diesem Gedanken sich etwas zu beruhigen.

Doch die Zeit, zu der Hella, wäre sie bei der Schutzhütte umgekehrt, hätte zurück sein müssen, verstrich, — sie kam nicht! Vielleicht hatte es früh morgens noch nicht gestürmt, und sie hatte den Aufstieg gewagt, dann Gnade ihr Gott!

Gegen Mittag war man gewöhnlich von einer Besteigung des Grobhorn's zurück, — Hella kam nicht. Das ganze Hotel war in Aufregung, die alte Baronin weinte und klagte.

Da war Eberhard's Entschluß gefaßt: Bis zwei Uhr wollte er warten, dann wollte er zu ihrer Hilfe ausziehen und wagen, was zu wagen war!

Hier konnte ihn kein Versprechen mehr zurückhalten, hier galt's ein Menschenleben!

Es war zwei Uhr, — Hella kam nicht.

Hoch erhobenen Hauptes schritt er eilig zum Dorf hinunter und fragte nach dem alten Xaver. Er traf diesen vor seinem Häuschen.

„Das Fräulein ist nicht wiedergekommen“, sagte Eberhard, „ich will sie suchen. Wollen Sie mich führen?“

„Herr! 's kann das Leben kosten!“ warnte der Alte.

„Es ist Menschenpflicht!“ versetzte Eberhard kurz.

Da schüttelte ihm der alte Führer die Hand: „Herr, wir wollens mit Gott versuchen!“

Eberhard eilte in das Hotel zurück, packte seinen Rucksack und bestellte Proviant und Wein.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich unter den Gästen das Gerücht, daß eine Hülfsexpedition ausziehe. Alles sammelte sich wieder auf den Treppen und Pluren, voller graufiger Neugier.

Der alte Führer und sein Sohn kamen, mit Pickel und Seil ausgerüstet; der alte Mann in eiserner Ruhe, der junge voller stählerner Kraft.

Eberhard kam die Treppe hinab, alle umdrängten ihn, manch einer schüttelte ihm die wadere Hand. Die beiden Führer nahmen ihn in ihre Mitte und vorwärts ging's mit langen, ruhigen, gleichmäßigen Schritten.

Die Gäste schauten dem kleinen Zuge nach; diesmal galt's keine Feyererei, diesmal wars bitterer Ernst.

Ein schmaler Pfad führte steil zur Schutzhütte empor, durch dichten Edeltannenwald. Schweigend stiegen die drei Männer

aufwärts, nur der Pickel klirrte gegen das Gestein; in den Kronen der Tannen rauschte und pfliff der Wind. Heftige Regenschauer peitschten die erhitzten Gesichter.

Als sie die Region des Knieholzes erreichten, wandelte sich der Regen in Schnee, graue Wolkenmassen rauschten um sie und der Sturm zerriß fast die Lodenmäntel. Die Schneebürste schützte kaum die Augen. Bart und Haare waren vereist, der Pfad verweht. Oft blieb der alte Kaver stehen, wenn die Windsbraut eine Sekunde Athem holte, und spähte nach dem nächsten Markpfahl aus, der den Weg bezeichnete. Und wieder ging's weiter, vornübergebeugt, schweigend, mit keuchendem Athem, durch Sturm und Schnee.

Erst bei völliger Dunkelheit war die Schutzhütte erreicht. Die Männer brauchten einige Minuten, sich in dem geschützten Raum zu erholen.

Dann entzündete der junge Wälti ein Feuer und der alte Kaver bereitete kunstgerecht eine Erbsenwurstsuppe, die zusammen mit dem feurigen Bellliner, den der Hotelwirth eingepackt, die erstarrten Glieder wärmte.

Die Petroleumlampe erleuchtete mit zitterndem Schein die dunkeln, niederen Holzwände und das Feuer prasselte im Herd und leuchte auf und warf seinen zuckenden Schein auf die drei schweigenden, ernsten Männer.

Draußen fuhr die Windsbraut durch die Luft, mit Heulen und Pfeifen, und rüttelte an den Pfosten und Wänden der Hütte, als wolle sie sie umwerfen im grimmen Zorne.

Zeitig suchten die drei ihr hartes Lager auf und hüllten sich in ihre Lodenmäntel.

Das Wetter hatte sich am anderen Morgen etwas gebessert; als der alte Kaver gegen drei Uhr unter die Thür trat, schneite es nicht mehr, doch es wehte noch heftig; öfter lichte sich das wogende Wolkenmeer und ein Berggries tauchte mit seinem trübigen, schneebedeckten Nacken drohend auf.

Schnell wurde der Kaffee bereitet. Dann traten die drei hintereinander an und Kaver seilte an; zuerst kam er selbst, dann Eberhard, zum Schluß Wälti. „Wir woll'n halt vordringen, so weit wir können!“ sagte Kaver. „Mit Gott denn!“ Und die gefahrvolle Wanderung begann.

Ein schmaler Steingrat führte von der Hütte steil empor; die Steine waren mit Glatteis bedeckt und darüber verschneit, man konnte nur Schritt für Schritt aufsteigen, die Hand mußte sich ans Gestein klammern und den gleitenden Fuß unterstützen; die Finger kammten trotz der Fautthandschuh, und der scharfe Nordost benahm den Athem. Eine Stunde ging's aufwärts, in athemraubendem Klettern. Jetzt wandte sich der Pfad, einen Gletscher zu überschreiten. Die Wolken hoben sich, und die abschüssige Fläche, von dem gleitenden Neuschnee völlig glatt gemacht, dehnte sich weit vor ihnen; über den Wanderern aber hob sich plötzlich das Großhorn aus den Wolken, in finsterner Majestät, wie einer der schrecklichen Riesen aus der Götterdämmerung.

„Na, auf dem rechten Weg wär'n wir schon!“ sagte Kaver lächelnd, bückte sich und hob ein kleines Damenportemonnaie aus dem Schnee auf. Er legte die Hand an den Mund und stieß einen weithin gellenden Sodelruf aus. Alle drei horchten angestrengt. Keine Antwort. Nur der Wind brauste durch die Rüste.

Jetzt ging's über den Gletscher; Schritt für Schritt hieb der Alte Stufen in das knirschende Eis, Schritt für Schritt ging's von Stufe zu Stufe. Die Kniee knickten unter der Last des Körpers, das Herz schlug auf dem gefahrvollen Wege, denn der Gletscher fiel mit furchtbarem Sturze in einen unendlichen Abgrund.

Wieder eine Stunde und der Gletscher war überwunden; die drei rasteten erschöpft im Schutze eines Felsblockes. Weiter ging's wieder auf einem Steingrat. Da — der Alte blieb stehen —

ein Wimmern! Die drei stiegen beschleunigt; hinter einem Felsblock lag das Fräulein, regungslos, über ihr, schwach athmend, der junge Bursche.

„Da hab'n wir sie ja, die Grasaffen, die dummen!“ knirschte der alte Kaver grimmig.

Man rieb den Verunglückten Hände, Schläfen und Fußsohlen und blies ihnen Athem ein. Der junge Bursche erholte sich bald.

„Hinter die Ohren könnt' ich Dich hauen, Du Lausbub!“ knurrte der Alte; trotzdem flößte er dem Jungen Wein ein und schüttelte und rieb ihn.

Auch das Fräulein lebte noch und fing an, schwache Lebenszeichen zu geben.

Man trug die Verunglückten den Steingrat hinab. Das Schlimmste war der Gletscher! Kaver hieb Stufen, die benutzten waren schon verwaschen und verweht. Eberhard trug Hella, Wälti den Burschen. Es gehörte eine Riesenkraft dazu, doch Liebe und Verzweiflung gaben sie.

Da, — man hatte den halben Gletscher überschritten und war gerade unter dem Ramin, der sich in den Riesenflanken des Großhorns emporzog, da ließ sich ein ganz eigenartiges Flirren und Singen in der Luft hören. „Stehen bleiben, kein Glied rühren!“ stieß Kaver hervor. Gleich darauf kamen kreisende Schneemassen herangeflogen, ein Sausen in der Luft, alles Schnee und Rauch und Wirbel, es packte die Männer, sie verloren den Halt, — da kamen mit tosendem Donnern die Schneemassen herangetobt, das Seil knackte, die Befestigung ging unter, und rasend ging die Lawine zu Thal, von den unwirthlichen Gletschern hinabbräufend in die fruchtbaren Thäler, daß die Felsen erzitterten unter ihrem Tritte, als sei es beschlossen, daß das ganze Gebirge in Trümmer sinke unter ihrem donnernden Gang. —

Unten im Hotel fuhren die Gäste aus den Betten. Einige Kilometer thalab war die Lawine herabgegangen, Wälder knickend und Häuser zu Thal reißend. Das ganze Dorf machte sich auf, mit langen Stangen die Schneemassen nach Verunglückten abzusuchen. Unter den ersten fand man, noch angefeilt, die kleine Bergsteigerkolonne, — das Fräulein und der junge Bursche gaben noch schwache Lebenszeichen, Eberhard aber und die beiden Führer waren todt.

Nach drei Tagen fand die Beerdigung der tapferen Bergsteiger statt.

Man hatte die Leiche Eberhards in seinem Hotelzimmer aufgebahrt, sechs Führer kamen, dieselbe zum Friedhof zu tragen. Wieder drängten die Gäste in scheuer, graufiger Neugier auf Treppen und Fluren, als die Männer schweren Schrittes den offenen Sarg hinabtrugen.

Da fuhr draußen, peitschentkallend, ein bescheidener kleiner Einspanner vor, der Gaul dampfte von der anstrengenden Bergfahrt und aus dem Wagen stieg eine alte, eisgraue Dame, die Mutter Eberhards.

Eben wollten die Männer den Sarg schließen; die Hände aufhebend, kam die alte Frau näher, die Männer traten, die Hütte abnehmend, zurück.

Aus den weißen Rissen lächelte der Mutter das stille Gesicht entgegen, friedlich und freundlich. So hatte er schon als Knabe dagelegen, wenn er eingeschlafen war. Der Mutter gingen die Augen über, — doch sie war aus demselben Holz geschnitzt wie ihr Eberhard, sie richtete sich auf und legte segnend die Hand auf die kalte Stirn: „Mein Sohn“, murmelte sie, „mein einziger Sohn! Wie Gott will!“

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, am Kreuzweg trafen sich die Leichenzüge. Voran die drei Särge, auf den Schultern wetterharter Führer; dann der Geistliche, die Mutter Eberhards führend; dann die Angehörigen Kavers und Wältis; ihnen folgend die ganze Dorfgemeinde, zum Schluß die Fremden.

So gieng langsam und in tiefem Schweigen den steilen Pfad zu dem kleinen Bergfriedhof hinauf.

Die Gruben waren nebeneinander aufgeworfen, nebeneinander sollten die drei in der Erde ruhen.

Am Grabe standen die Schulkinder und sangen mit ihren hellen, reinen Stimmen: Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, das man hat, muß scheiden.

Der Pfarrer erstieg den Hügel und siehe da, da zerriß der Wolkenschleier, und ein goldener Sonnenstrahl fuhr über die Berge und die kleine, entblößten Hauptes stehende Gemeinde. Ueber den Matten leuchteten die Schneefelder in eisigem Glanze, und in seinen stolzen, wuchtigen Rissen hob sich das Großhorn in den blauen Himmel und blickte mit seiner truzigen Stirn hinab in das enge Hochthal, als winkte es den tapferen Bergsteigern einen Abschiedsgruß in ihr stilles Grab.

Unter Segen und Gesang glitten die drei Säрге in die kühle Gruft. Und die Gefolgschaft, Dörfler wie Fremde, zerstreute sich, tief erschüttert und ergriffen.

Als Herr von Müller ins Hotel zurückkam und die große Veranda vor dem Speisesaal betrat, sah er die schöne Baronesse in einem Schaukelstuhl liegen, sie hatte sich so gut wie ganz erholt.

„Eben, Baronesse“, sagte Herr von Müller, auch er stand noch ganz unter dem Bann der weihvollen Stimmung, „eben hat man Ihre Ketter zu Grabe getragen.“

„Die armen Hascherln!“ entgegnete sie. „Aber das war ein grandioses Abenteuer, wie ich's mir immer gewünscht hab', grandios, — nicht, Herr von Müller?“

Doch der antwortete der Baronesse nicht, er wandte ihr schweigend den Rücken.

(Nachdruck verboten.)

Begrabene und wiederauferstandene Fakire.

Von P. K. von Perfuhn.

Seit jeher war Indien das Land der Wunder. Noch heutigen Tages reisen ernsthafte Leute dorthin, um aus dem uralten Weisheitsschatz der Brahmanen Kenntnisse zu schöpfen und sich über Geheimwissenschaften zu belehren. Unsere exakten Gelehrten schütteln zwar die Köpfe über die Berichte, die dann in solchen Fällen zuweilen mitgebracht werden, denn dieselben lauten manchmal so abenteuerlich und phantastisch, daß sie in dem Licht moderner Forschung nicht Stand zu halten vermögen. Nichts aber erscheint uns so märchenhaft, als das, was über jene Fakire erzählt wird, die sich begraben lassen, um nach Wochen Monaten oder gar Jahren wieder lebend aufzuerstehen. Der Lebensprozeß wurde zuvor auf mechanischem Wege bei ihnen zum Stillstand gebracht und dann, nachdem man sie wieder ans Licht des Tages gefördert, in Thätigkeit versetzt, gerade wie kein Uhrwert, das man ablaufen läßt und dann von neuem aufzieht. Es will uns das so unglaublich vorkommen, daß wir es ohne weiteres für eine Fabel erklären.

Und doch wissen wir, daß man ägyptisches Mumiengetreide, Weiskörner aus vieltausendjährigen Inkräbern und Sämereien aus altrömischer Zeit in unserer Gegenwart noch zum Keimen gebracht hat. Man erklärte sich diese unbestrittene Thatsache dadurch, daß man annahm, es fände in dem Pflanzensamen, der in tiefer Erde aufbewahrt würde, unter gewissen Umständen noch Jahrtausende hindurch eine minimale Athmung statt, mit deren Erlöschen auch die Keimfähigkeit ihr Ende nehmen müsse, nach den neuesten Versuchen aber ist diese Auffassung nahezu zerstört worden. Der italienische Professor Gig-

lioli in Portici bei Neapel hat den verschiedensten Sämereien jede Athmungsfähigkeit abgeschnitten, indem er sie sechzehn Jahre lang innerhalb zugeschmolzener Glasröhren in unathembaren giftigen Gasen und Flüssigkeiten, wie Stickstoffgas, Arsenwasserstoffgas, Kohlenoxydgas, Chlorgas, Sublimatlösung u. s. w. einschloß. Als die Röhren dann geöffnet und die Samen, nachdem man sie ordentlich gelüftet und ausgewaschen, in feuchte Erde gebettet wurden, keimte ein Theil davon noch.

Aber nicht nur mit Sämereien hat man in dieser Weise experimentirt, sondern auch mit Thieren und zwar mit dem nämlichen Erfolg. So ließ Raoul Pictet aus Genf in der Mitte der neunziger Jahre Fische, Frösche, Schlangen, Schnecken, Infusorien und Räderthierchen in Eisblöcke einfrieren und brachte sie darauf durch vorsichtiges Auftauen doch wieder zum Leben. Der französische Physiologe Denis Lance wiederum dörrete Räder- und Bärenthierchen bei 100 Grad in trockenem Moos, um sie später durch Befuchtung von neuem zu beleben. Daß man aus völlig eingetrocknetem Schlamm, der aufgeweicht worden, Ruderfüßler und Muschellrebse hat auskriechen sehen, ist ungezählte male beobachtet. In allen diesen Fällen erscheint es so gut wie ausgeschlossen, daß selbst die schwächste Athmung in den Organismen stattgefunden hat.

Warum soll also schließlich nicht auch beim Menschen die künstlich in Ruhestand versetzte Lebensmaschine wieder in Gang gebracht werden können? Weil er so unendlich viel feiner und komplizirter organisirt ist, als Pflanzen und auf niederer Stufe stehende Thiere? Es giebt Gelehrte, die behaupten, es käme darauf überhaupt nicht an, sondern das Ausschlaggebende sei, daß man durch völlige Austrocknung oder Kälte die chemischen Verwandtschaften im Jügel halte, welche sonst den nicht athmenden Körper zerlegen würden. Diesen Gelehrten stehen freilich diejenigen gegenüber, welche an eine besondere Lebenskraft glauben, denn sie würden niemals zugeben, daß ein Organismus, dessen Lebensprozeß absolut zum Stillstand gebracht ist, sich, möge er auch noch so fehlerlos erhalten sein, gleich einer Maschine wieder in Gang setzen ließe. Zu den Anhängern der erstgenannten Theorie — der sogenannten „mechanischen Lebensauffassung“ — gehörte, allerdings mit mannigfachen Beschränkungen, der zu Anfang der neunziger Jahre verstorbene Professor Wilhelm Preyer. Er nannte den Zustand der eingetrockneten, scheinbar todtten, aber wieder belebungsfähigen Körper Trockenstarre (Anhydrobiose) und sagte, daß diese, so wie die erwähnten eingefrorenen weder als todt, noch als lebendig zu bezeichnen seien.

Indessen soll hier nicht untersucht werden, ob die einen oder anderen recht haben, eben so wenig, wie es Zweck und Ziel dieser Zeilen ist, zu der Frage, ob die Erzählungen von den begrabenen und wieder auferstandenen Fakiren auf Wahrheit beruhen, Stellung zu nehmen. Es lag mir bei meinen vorherigen Ausführungen vielmehr nur daran, zu zeigen, daß die ganze Sache keineswegs so unsinnig ist, als es scheint. Daß die Fakire es verstehen, sich in einen mehrere Monate währenden Schlafzustand zu versetzen, während dessen sie keine Nahrung zu sich nehmen, leugnet heutzutage eigentlich kein Mensch mehr. Von diesem durch Autohypnose hervorgerufenen Zustand bis zur völligen Todtenstarre mehrere Fuß unter der Erde ist freilich ein weiter Weg.

Wenn man nun auch ganz von den Berichten aus früheren Jahrhunderten über diesen Gegenstand absieht, so sind doch auch solche aus neuerer Zeit vorhanden, in denen ganz übereinstimmende Erscheinungen geschildert werden. So erzählt der portugiesische Abt Faria, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Indien bereiste, daß er wiederholt mit angesehen habe, wie Fakire begraben und wieder zum Leben erweckt

wurden. Sie haben seiner Aussage zufolge sämmtlich ihren todten-ähnlichen Zustand dadurch bewirkt, daß sie die Junge umlegten, so daß die Spitze tief im Halse lag. Nach einigen Minuten hörten Athemzüge und Herzschlag auf und die Leute boten das Bild eines ruhig schlummernden. Sie wurden nun in eine Kiste gelegt, die man vernagelte und tief in die Erde vergrub. Nach längerer oder kürzerer Zeit, in einem Fall sogar erst nach zwei Jahren, grub man sie wieder aus und behandelte die Körper genau nach einer Anweisung, welche die Betreffenden für diesen Zweck zuvor aufgeschrieben hatten. Zuerst zog man die Zunge, nachdem Mund und Hals innen eingedöst waren, vorsichtig heraus, dann wusch man den Körper mit lauwarmem Wasser und zum Schluß stellte man künstliche Athmungsversuche an. In etwa fünfzehn Minuten schlug der Fakir die Augen auf und verlangte Nahrung, die ihm fürs erste aber nur sparsam dargereicht werden durfte. Im Verlauf einer Stunde hatte er sich völlig erholt.

Noch bedeutend mehr Glaubwürdigkeit als dieser Bericht, wie überhaupt alle Berichte der Art, besitzen die über den Fakir Haridas gemachten. Dieser, der zu der hochangesehenen Sekte der Yogi gehörte, wurde unter anderen malen auch im Jahre 1859 in Gegenwart mehrerer englischer Aerzte und sonstiger Persönlichkeiten von unantastbarem Ruf begraben. Er verstopfte sich die Ohren und Nasenlöcher mit Watte, verklebte sich die Augen mit Pflastern und bewirkte dann ebenfalls durch Einziehen der Zunge seinen räthselhaften, scheinbar todten Zustand. Als er vergraben war, wurde eine vom englischen Gouverneur gestellte, aus mehreren englischen Soldaten bestehende Wache, die regelmäßige Ablöschung erfuhr, bei dem Grabe postirt. Zum Ueberflus ließ der Gouverneur noch eine viele Zentner schwere Steinplatte über das Grab legen. Nach sieben Monaten öffnete man im Beisein der nämlichen Personen, die bei der Beerdigung zugegen gewesen waren, sowie noch einer Anzahl hochgestellter Beamten das Grab. Der Fakir lag in derselben Stellung, in der man ihn in die Kiste gelegt, aber skelettartig abgemagert, dunkelgelb und völlig verschrumpft da. Man entfernte nun zunächst die Watte und die Pflaster, zog die Zunge heraus und legte den Körper, gerade ausgestreckt, auf den Rücken, worauf er, ohne künstliche Wiederbelebungsversuche, wieder erwachte. Seine ersten, an den einen englischen Arzt gerichteten Worte lauteten: „Glaubst Du mir nun?“ Es dauerte jedoch mehrere Stunden, ehe er wieder ein etwas frischeres, einem lebenden Menschen ähnlicheres Aussehen erlangte. Seine Haut verlor aber erst nach Wochen ihr gelbes, runzliches Aussehen. Die sämmtlichen Vorgänge bei seiner Beerdigung und Wiederausgrabung wurden zu Protokoll genommen und von sämmtlichen Augenzeugen unterschrieben. Mit dem Amtssiegel des Gouverneurs versehen, liegt das Dokument noch heute in irgend einem englischen Archiv aufbewahrt. Abdrücke desselben sind in den verschiedensten wissenschaftlichen und populären Zeitschriften veröffentlicht.

Dieser Fakir Haridas soll in späterer Zeit eine furchtbare Angst vor dem Begrabenwerden gehabt haben, einestheils, weil man könnte vergessen, ihn wieder auszugraben und mehr noch aus Besorgniß, daß Würmer seinen Körper zerstören möchten. Als noch wiederholt europäische Gelehrte, die nur seiner wegen die Reise nach Indien gemacht, in ihn drangen, sich zu dem Experiment herzugeben, willigte er endlich ein, doch ließ er sich nicht in der Erde verscharren, sondern in einen Sack nähren, der in eine luftdicht verlöthete Kiste aus Metall gelegt und mit dieser an einen Baum gehängt wurde. Auch mußten ihm die Personen, welche bei der Beerdigung anwesend waren, schwören, daß jeder von ihnen für den Fall seines Todes drei Ersatzmänner wählen würde, die die Pflicht hatten, für Bewachung seines Körpers, wie für seine Wiederbelebung zu sorgen. Auch über

diese Wiederholungen des Experiments existiren beglaubigte Dokumente.

Ich habe ein Bild dieses Haridas besessen, das bei einem Umzuge verloren gegangen ist. Es war nach einer Originalphotographie angefertigt und stellte den Fakir als einen ungewöhnlich mageren Mann dar, dessen Alter unmöglich zu schätzen war. Er konnte ebenso gut dreißig wie sechzig Jahre zählen. Für mich hatte das sonst so intelligente Gesicht etwas unsäglich Unheimliches, denn auf den Lippen schwebte das geheimnißvolle Rächeln der Todten. Ich vermöchte das Bild nicht ohne Grauen anzusehen.

(Nachdruck verboten.)

Mitgift.

Novellette von Arthur Zapp.

Frau Agnes Karstedt saß im Arbeitszimmer ihres Gatten. Sie war allein, die Einsamkeit bedrückte sie. Ihr Kindchen lag nebenan im Schlafzimmer in seiner Wiege und schlief, von der Wärterin behütet. Ihr Gatte war in Geschäften auf einige Tage nach Berlin gereist; erst am Abend des nächsten Tages wollte er heimkehren.

Um sich zu zerstreuen, setzte sie sich vor den Schreibtisch ihres Mannes und frantete in den Büchern, die im Schubfach lagen. Es war keine interessante Lektüre, diese geschäftlichen Aufzeichnungen, die ein genaues Verzeichniß der Einnahmen des Gutes und der Ausgaben enthielten, die die Bewirthschaftung erforderte. Die Posten waren fast immer dieselben: Gehalt für den Inspektor die Löhne für Knechte, Mägde und Tagelöhner. Hin und wieder kam einmal eine größere Ausgabe, der Betrag für eine neu angeschaffte landwirthschaftliche Maschine. Da erregte plötzlich ein Posten ihr Interesse und ihre Verwunderung.

„An Gustav Fänger, Kommissionsgebühr (5 Proz.) . . . Mk. 15000.“ Ihre Augen betrachteten forschend die räthselhafte Eintragung. Fünfzehntausend Mark Kommissionsgebühr? Ja, was hatte denn dieser Herr Gustav Fänger so Wichtiges vermittelt, daß ihm dafür dieser hohe Preis, der ein kleines Vermögen repräsentirte, bezahlt worden war? Fänger? Sie erinnerte sich des Namens gar wohl. Herr Fänger wohnte in der Provinzialhauptstadt. Er war schon ein paarmal auf dem Gute gewesen, um Getreide zu kaufen. Auch erinnerte sich die Grübelnde, daß sie den kleinen, mageren, ältlichen Herrn ein- oder zweimal im Hause ihrer Tante gesehen hatte, bei der sie nach dem Tode ihrer Eltern eine Heimat gefunden. Das war ja zu jener Zeit gewesen, wo sie ihren Gatten kennen gelernt hatte.

In welcher Verbindung hatte die fränkische, einsam lebende alte Dame mit dem Kommissionär gestanden? Dann wanderte der Blick der Sinnenden wieder zu dem ominösen Posten zurück. Fünfzehntausend Mark! Dazu die eingeklammerte Bemerkung 5 Prozent. Die fünf Prozent stellten demnach die Kommissionsgebühr dar, die in irgend einer geschäftlichen Beziehung zu einem Kapital von — sie rechnete rasch im Kopfe nach — von dreihunderttausend Mark stehen mußte. Da durchdrang sie plötzlich der Gedanke: Dreihunderttausend Mark beträgt die Mitgift, die ich einst meinem Manne mitgebracht habe.

Unwillkürlich fuhr die junge Frau von ihrem Sitz in die Höhe und mit einer instinktiven Bewegung griff sie nach ihrer Stirn. Verstört blickte sie sich im Zimmer um. Hatte ihr jemand die wahnstimmige Idee zugeflüstert? — Nein, niemand war da. Der Gedanke war ihr also von selbst gekommen.

Wie betäubt sank Frau Agnes in ihren Sessel zurück; in ihrem Kopf wirbelten die verschiedenartigsten Gedanken durcheinander; ihre Pulse hämmerten schmerzhaft, das Herz schlug ihr

bis zum Halse hinauf. Eine ganze Weile verharrte sie so in dumpfem Brüten.

Blötzlich stieß sie ein grelles, gezwungenes Lachen aus. War sie nicht kindisch, albern? Phantasirte sie am hellen Morgen?

Da fiel ihr etwas ein. Sie blickte nach dem Datum der verdächtigen geschäftlichen Eintragung: 17. Januar 1898.

Wie ein elektrischer Schlag fuhr es durch ihren Körper, und sie sprang von neuem auf ihre Füße. Am 10. Januar war ihr Hochzeitstag gewesen. Genau eine Woche später hatte die Zahlung an Gustav Fänger stattgefunden.

Frau Agnes Karstedt stöhnte aus tiefster Brust; heiße Schauer durchrannen sie. Mit geschäftigem Eifer rief sie sich die Vorgänge ihrer jungen Ehe ins Gedächtniß zurück. Nein, nein, es war ja nicht möglich. Walter war kein erbärmlicher Mitgiftjäger, der seine Frau lediglich aus Geldinteressen gewählt hatte. War er nicht ein liebenswerther und zärtlicher Gatte und Vater, der es ebenso wenig gegen sie wie gegen das liebe kleine Wesen, das nebenan in ahnungslosem Schlummer lag, an Sorgfalt und Aufmerksamkeit fehlen ließ? Lebten sie nicht, ein paar Mißheiligkeiten im Anfang ihres Zusammenlebens abgerechnet, in glücklichster Ehe? Hatte sie irgend einen Grund, an der Aufrichtigkeit seiner Liebe zu zweifeln?

Nein, nein!

Frau Agnes versuchte, sich Ruhe zu predigen und die quälenden Gedanken, die in ihr aufgestiegen waren, zu verschrecken. Aber vergebens. Selbst die Beschäftigung mit ihrem sechs Monate alten Knaben vermochte nicht, ihren Geist abzulenken. Die Schmeichelnamen, mit denen sie den Kleinen sonst zu nennen pflegte, erstarben ihr auf der Zunge, ihr Lächeln verzerrte sich zur Grimasse. Der Argwohn, daß bei ihrer Heirat äußere Gründe maßgebend gewesen, war in ihr erwacht und fraß sich immer tiefer in ihre Seele. Und sie empfand, daß ihr dieser Gedanke die ganze Zukunft verbittern und ihr nie wieder Ruhe lassen würde. Darum: sie mußte Gewißheit haben, volle Gewißheit!

Frau Agnes Karstedt war ein energischer Charakter, und so beschloß sie, den Kommissionär aufzusuchen. Von dem Gute bis zur Provinzialhauptstadt waren nur zwei Stunden Eisenbahnfahrt und den Weg bis zur nächsten Eisenbahnstation konnte sie mit ihrem Wagen bequem in einer halben Stunde zurücklegen. Der nächste Zug ging gegen Mittag und am Abend konnte sie mit dem letzten Zuge zurückkehren.

Die junge Frau kleidete sich mit fieberisch zuckenden Fingern an, empfahl ihren Kleinen der Sorge seiner Wärterin und bestieg den inzwischen am Herrenhause vorgefahrenen Wagen. Die Fahrt ging für ihre Ungeduld viel zu langsam und selbst der Schnellzug blieb hinter dem Fluge ihrer Gedanken weit zurück.

Endlich war die Provinzialhauptstadt erreicht. Das Geschäftslokal der Firma Gustav Fänger war nicht schwer zu erfragen. Zum Glück war Herr Fänger allein. Sie erkannte den Kleinen hageren Mann auf den ersten Blick. Auch er erkannte sie; ein Ausdruck von Staunen und Ueberraschung blitzte in den dunklen, listigen Augen auf.

„Was verschafft mir die Ehre, gnädige Frau?“ sagte er und trug seinem Besuch höflich einen Stuhl heran.

Frau Agnes nahm alle ihre Willenskraft zusammen, um den Widerwillen, der lähmend in ihr aufstieg, zu besiegen. Es galt schlau und überlegt zu handeln, um die Wahrheit aus dem gewandten Geschäftsmann herauszulocken. Sich zu einem Lächeln zwingend begann sie mit einem gut gespielten Anflug von Verlegenheit:

„Es ist eine diskrete Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt,

Herr Fänger. Ich habe eine Freundin, eine junge Dame von fünfundzwanzig Jahren. Dieselbe lebt einsam bei ihren Eltern in einer kleinen Stadt, in der sie keine Gelegenheit hat, Bekanntschaften zu machen. Ich möchte meine Freundin gern verheiratet wissen und deshalb komme ich, um Ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen.“

Herr Gustav Fänger blickte überrascht auf. Ein forschender, argwöhnischer Blick flog zu der Sprechenden hinüber.

„Ich begreife nicht, gnädige Frau,“ erwiderte er zurückhaltend. „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen dabei behilflich sein könnte.“

Die junge Frau schauderte im Geheimen. Sie bot alle ihre Selbstbeherrschung auf, um ihre wahren Gefühle zu verbergen. Vertraulich lächelnd, scherzende Munterkeit im Klange ihrer Stimme fuhr sie fort: „Aber mein bester Herr Fänger, vor mir brauchen Sie sich doch nicht zu verstellen! Ich weiß ja doch, wem ich das Glück meiner Ehe zu danken habe.“

Herrn Fängers Verwunderung stieg sichtlich, ja seine Miene konnten eine Nuance rathloser Verdächtigkeit nicht verleugnen. Er fand offenbar keine Antwort.

„Mein Mann hat mir verrathen,“ nahm Frau Agnes Karstedt wieder das Wort, während ihr das Herz vor geheimer Erregung und Spannung bis zum Halse hinauf schlug, „daß Sie in unserer Ehe gewissermaßen die Vorsehung gespielt haben. Ich fühle mich Ihnen zu Dank verpflichtet und würde gern auch für meine Freundin Ihre menschenfreundliche Hilfe gewinnen.“

Herr Gustav Fänger schien Vertrauen zu fassen. Seine Miene erhellten sich, sein Mißtrauen schien überwunden.

„Ich freue mich, daß Sie so vorurtheilslos denken, gnädige Frau. Also Ihr Herr Gemal hat Ihnen wirklich erzählt —?“

Er brach ab und heftete noch einmal seinen Blick lauernd und forschend auf die junge Frau.

„Er hat mir erzählt“, fiel diese anscheinend in aller Gemütsruhe ein, „daß er sich an Sie gewandt hatte und Sie ihm vorschlugen —“

Sie stockte; die Aufregung war so stark in ihr, daß sie nicht weiter konnte.

Herr Gustav Fänger aber, ohne die geringste Ahnung von dem Zustande seiner Besucherin, fuhr verbessernd fort: „Nein, gnädige Frau, so war es doch nicht, Ihre Frau Tante war es, die sich zuerst an mich gewandt hatte. Die alte Dame liebte ihre Ruhe. Ihre Gegenwart verpflichtete sie, die Geselligkeit zu suchen, allerlei Gesellschaften und Bälle mitzumachen, die bei ihren hohen Jahren eine unerwünschte Strapaze für sie waren. Deshalb beschloß sie, Sie zu verheiraten. Als sie mich deshalb aufsuchte, dachte ich sogleich an Ihren Herrn Gemal. Ich wußte, daß er sich in Schwierigkeiten befand und Kapital suchte, und so ging er denn bereitwillig auf mein Anerbieten ein, ihn bei Ihrer Frau Tante einzuführen. So kam es, gnädige Frau, und ich freue mich, daß Sie die Sache mit so ruhigen Blicken betrachten.“

In der jungen Frau war jede Faser in Bewegung, ihre Nerven zuckten und das Blut siedete in ihren Adern. Sie hätte am liebsten aufspringen und voll Ekel und Verachtung davonstrüzen mögen, um nicht den Anblick des Mannes länger ertragen zu müssen, der die zarteste und heiligste Angelegenheit des menschlichen Lebens wie ein Geschäft behandelt hatte.

In dem Antlitze des Kommissionärs prägte sich jetzt der Zug von Habgier und Verschlagenheit, die die Haupteigenschaften seines Charakters zu bilden schienen, noch schärfer aus.

„Also Sie möchten gern eine Freundin verheiraten? Wie heißt die junge Dame und wo wohnt sie?“

Frau Agnes Karstedt athmete tief.

„Lassen Sie uns zuvor die Bedirgungen besprechen“, sagte sie. „Mein Mann theilte mir mit, daß Sie drei Prozent Vermittlungsgebühr beanspruchen.“

„Drei?“ Die Augen des Kommissionärs funkelten. „Fünf, gnädige Frau, ist das wenigste, was ich berechne.“

Frau Agnes Karstedt zwang sich zu einem Lächeln.

„Sie wollen mich überborthemen, Herr Fänger.“

„Aber wenn ich Ihnen schwöre, gnädige Frau! Ihr Herr Gemal hat mir auch fünf Prozent bewilligt.“

„So? Wie gesagt, ich glaube, er erzählte mir, daß er nur drei gegeben hätte.“

Der Kommissionär zog eilig ein Schubfach auf und brachte ein Geschäftsregister, in das er viele Kontrakte eingeklebt hatte, zum Vorschein. Er blätterte eine Weile und wies dann triumphierend auf das aufgeschlagene Blatt. Mit flirrenden Augen, während es sie heiß und kalt durchschauerte, las Frau Agnes: Ich verpflichte mich hiermit, Herrn Gustav Fänger fünf Prozent der betreffenden Mitgift zu zahlen, falls die von ihm geplante Verbindung zwischen Fräulein Agnes Lindner und mir zustande kommt. Die Zahlung ist acht Tage nach der Hochzeit fällig.

Walter Karstedt.

Die Lesende hatte Mühe sich aufrecht zu erhalten. Jetzt sank sie mit einem Nicken auf den hinter ihr stehenden Stuhl. Erst jetzt wurde der Kommissionär auf ihren Zustand aufmerksam.

„Im Gotteswillen, was ist Ihnen?“ rief er bestürzt. „Sie sind ja bleich wie der Kalk —“ Er unterbrach sich. „Ich hole Ihnen ein Glas Wasser.“

Er eilte davon. Frau Agnes aber raffte sich auf und stürzte hinaus. Sie wußte nicht, wie sie nach dem Bahnhof gelangte. Mechanisch stieg sie in den Zug, als derselbe auf dem Perron vorgefahren war. In einem Zustand dumpfer Betäubung legte sie die kurze Reise zurück. Die Ruhe des Grabes war in ihr.

Zu Hause schloß sie sich in ihr Zimmer ein. Sie mochte niemand sehen. Der Abend brach herein; sie saß noch immer, dumpf vor sich hinbrütend, als sie plötzlich polterndes Wagengerassel aufschreckte. Ein paar Minuten später trat Walter Karstedt ins Zimmer. Er näherte sich ihr mit strahlendem Gesicht.

„Da bin ich! Ich habe mich ein paar Tage früher los gemacht, um Dich zu überraschen. Na, freust Du Dich nicht, Schatz?“

Sie stand mitten im Zimmer und sah ihn mit starren Augen, mit verzerrten Mienen an.

„Aber was hast Du denn?“ fragte er überrascht, und seine ausgebreiteten Arme sanken unwillkürlich herab.

Sie antwortete nicht. Ihre Brust hob und senkte sich stürmisch, ihr Athem ging hörbar. Beunruhigt trat Walter Karstedt jetzt dicht an seine Frau heran und faßte sie am Arm.

„Aber was ist Dir denn, Agnes? Bist Du krank?“

Er wollte sie an sich ziehen, aber sie machte sich heftig los.

„Laß' mich!“ rief sie mit so sichtbaren Zeichen des Abscheus, daß es ihn unwillkürlich fröstelte. „Geh! Ich verachte Dich!“

Er stand wie betäubt, ein paar Augenblicke fassungslos.

„Agnes!“ kam es endlich tonlos über seine Lippen.

Ein sichtlicher Schauer lief durch ihren Körper, dann richtete sie sich plötzlich energisch in die Höhe und mit erzwungener Ruhe und Kälte sagte sie: „Ich reise morgen ab — nach Berlin. Ich kann nicht mehr leben mit Dir.“

Er taumelte zurück, wie von einem Schläge getroffen.

„Bist Du von Sinnen!“ rief er. „Warum? Willst Du mir nicht erklären?“

Sie athmete tief.

„Ich sprach heute Herrn Gustav Fänger“, stieß sie mit zuckenden Lippen hervor.

„Gustav Fänger? Nun?“

„Er erzählte mir, auf welche Weise unsere Ehe zustande gekommen ist.“

Walter Karstedt knirschte mit den Zähnen.

„Der Schuft!“ zischelte er.

Sie schüttelte mit dem Kopf.

„Er hat keine Schuld. Ich ging zu ihm und fragte ihn aus. Deine geschäftlichen Aufzeichnungen gaben mir den Anlaß dazu.“

Er folgte mit seinen Augen der Richtung, in die ihre ausgestreckte Hand wies und erblickte sein Geschäftsbuch, das noch aufgeschlagen auf seinem Schreibtisch lag. Jetzt begriff er alles und erkannte zugleich den Ernst der Situation. Heißer Schmerz krampte ihm das Herz zusammen.

„Agnes!“ rief er flehend und trat ihr wieder ein paar Schritte näher. „Ich bitte Dich, verzeihe! Ich weiß, ich that Unrecht. Aber haben wir nicht seitdem glücklich gelebt? Habe ich Dir nicht in den anderthalb Jahren unserer Ehe bewiesen, daß ich Dich liebe, aufrichtig liebe!“

Sie lachte schrill und höhrend. Dunkle Blut schlug ihm ins Gesicht.

„Ich weiß“, fuhr er mit zu Boden gefehrtem Blick fort, „Du hast Grund, mir zu mißtrauen, und ich leugne nicht, daß es materielle Ursachen waren, die mich veranlaßten, um Dich zu werben. Ich befand mich in drückender Lage, eine große Hypothek war mir gekündigt. Ich brauchte dringend Geld, und da ging ich zu Herrn Fänger.“

„Ich danke Dir“, entgegnete sie mit eigenthümlich klangloser Stimme. „Du bist wenigstens jetzt aufrichtig zu mir. Du wirst nun einsehen, daß wir nicht länger miteinander leben können, daß ich nach dieser Erklärung Dich —“ sie stockte einen Augenblick und vollendete dann leise — „daß ich Dich nur noch verachten kann.“

Er schreckte zusammen und biß sich heftig auf die Lippen.

„Agnes!“ rief er. „Kannst Du denn nicht vergessen? Bedenke doch, wie glücklich wir gelebt haben! Ich liebe Dich ja doch von ganzem Herzen. Ich habe Dich ja doch in unserer Ehe sowohl achten als auch lieben gelernt. Und ich schwöre Dir, wenn Du jetzt arm wärst, bettelarm und ich hätte meine Freiheit, ich würde Dich wählen, Dich und keine andere, denn ich kann mir ein Leben ohne Dich garnicht mehr vorstellen. Willst Du mir denn nicht glauben, Agnes?“

Sie bewegte energisch verneinend ihren Kopf.

„Nein! An Deine Liebe kann ich nicht mehr glauben. Und nie könnt' ich vergessen, was ich heute erfahren habe. Ich müßte mich selbst verachten und mich vor mir selbst schämen, wollte ich noch länger mit einem Manne leben, der mich nicht meinetwillen, sondern — meines Geldes wegen geheiratet hat. . . . Morgen übersiedle ich nach Berlin mit meinem kleinen Paul. Du wirst ihn mir lassen, dagegen bin ich bereit, Dir die Hälfte meines Vermögens abzutreten.“

„Agnes!“ schrie er auf und schlug seine Hände erschüttert vor das bleiche Gesicht.

Sie ging langsam zur Thür. An der Schwelle drehte sie sich noch einmal um.

„Du willst also ein?“ fragte sie.

„Ich muß wohl“, stöhnte er. „Ich sehe ein, daß Du mir nicht mehr glauben kannst.“

„So lebe wohl!“

Sie öffnete die Thür. Er that ein paar hastige Schritte, als wollte er sie zurückhalten. Aber sie eilte schnell hinaus.

Die Nacht brach herein, aber keiner von den beiden Eheleuten dachte an Schlaf. Frau Agnes packte ihre unentbehr-

